

Bericht: Caroline Schneider, Spätsommer 2013

Guten Tag, mein Name ist Caroline Schneider. Ich komme aus Frankfurt am Main. Ich studiere Lehramt für Gymnasien – Französisch und Philosophie. Doch Mitte August bis Anfang Oktober 2013 verbrachte ich acht Wochen in dem Santal-Dorf Ghosaldanga in West-Bengalen. Es war eine Reise in eine andere Welt, ein Schritt, nein, ein gewaltiger Sprung, näher an das Ursprüngliche und weg von dem Luxus, den wir hier als alltäglich verstehen. Ich lebte in dem Dorf, mitten unter den Einheimischen, als Gast und als Fremde – aufgrund meines europäischen Aussehens war das schwer zu vermeiden -, sowie als Nachbarin und als Reisende und schließlich auch als Freundin.

Nach meiner langen Reise, mit unzähligen Etappen – Flugzeug, Bahn, Rikscha – kam ich schließlich an. Da stand ich nun, vor meinem neuen Zuhause für die kommenden zwei Monate: eine kleine Hütte mit Wellblechdach, zwei Türen, der Raum nur durch eine Wand in zwei getrennt, in meinem Zimmer zwei Pritschen mit bunten Laken gemütlich gemacht, ebenso noch ein Metallschrank, eine grün lackierte Holztür, eine sauber gefegte Veranda, um mich herum strahlend grüne Reisfelder, so grün, dass es fast unwirklich wirkte.

Ich hatte Glück und Pech zugleich, dass ich während der Regenzeit die Dörfer besuchte. Glück, weil ich so eine Naturpracht erleben durfte, die vielen Menschen hier in Europa wohl ihr ganzes Leben lang verwehrt sein mag. Pech, weil der viele Regen mir so manche Möglichkeit auf einen Ausflug nahm und weil die Schwüle meiner Haut ziemlich zusetzte. Der Schweiß störte mich wenig, auch wenn ich mich teilweise wunderte, wie ein einziger Mensch so viel schwitzen kann. Glücklicherweise hatte die einfach aussehende (Lehm-)Hütte einen Ventilator.

Viel habe ich gesehen, bin in viele verschiedene Dörfer gefahren mit einem mehr oder weniger zuverlässigen Fahrrad und stets Begleitung um mich herum. Meistens war es Mono, oft zusammen mit meinem Nachbarn Anil, die mir nicht nur die Landschaft um mich herum zeigten, sondern auch viele Familien. Und es eröffnete sich mir eine Gastfreundlichkeit, die man so in Deutschland selten findet. Menschen mit wenig Hab und Gut, die mich stets auf einen Tee und Kekse und sogar auch zu einem wahren Festmahl einluden. Im Gegenzug, als Zeichen einer Dankbarkeit, gab ich das einzige, was ich geben konnte: meine Kultur. Ich erzählte viel von zu Hause, von Traditionen, von meiner Familie, zeigte Bilder.

Dies nicht nur bei Familien, auch zum Beispiel in dem Hostel der RSV Schule. Dort lehrte ich sogar ein deutsches Lied („Es war eine Mutter“). Meine Zeit in den Dörfern sah ich als meine persönliche Mission, keine materielle Hilfe zu geben, sondern etwas, das mit Geld nicht zu bezahlen ist: Kultur, Sprache, Zeit und Geduld. Meine Tage verbrachte ich hauptsächlich vormittags in der RSV Grundschule und in dem Hostel. In der Grundschule unterrichtete ich englische Reime und Lieder und bastelte mit den Kleineren. Bei den Hostelschülern stand spoken english und etwas englische Grammatik auf dem Programm, sowie neben dem deutschen Lied auch der Beatles-Klassiker „Let it be“. An manchem Morgen unterrichtete ich, bevor ich zur RSV weiter radelte, Englisch in der Morning School in Bishnubati, dem Nachbardorf, abends oft in der Evening School in Ghosaldanga. Mit den Kindern der Abendschule stand auch ein größeres Projekt an: unsere Beteiligung am Teacher's Day, eine große Festlichkeit, die in Ghosaldanga abgehalten wurde. Und ich sage „unsere“, auch wenn ich selbst nichts vortrug. Aber nach angestrengtem Einüben eines englischen Dialoges, dem Lied

„My Bonnie is over the Ocean“ und dem „Macarena“-Tanz fühlte ich mich allem so nahe und fieberte mit bei den Auftritten und hoffte, kein schlimmer Patzer würde passieren. Am Ende war ich mehr als stolz. Das Einüben des „Macarena“-Tanzes gehört mit zu den schönsten Erfahrungen. In den Dörfern braucht alles viel Zeit und aufgrund der immensen Sprachbarriere (es war auch oft keiner dabei, der für mich übersetzen konnte) doppelt so kompliziert. Aber Musik und Tanz sprechen ihre ganz eigene Sprache, die keiner Übersetzung bedarf. Das spürte ich auch noch intensiver, als wir – gefühlt das halbe Dorf und mit Sicherheit jeder jüngere Mensch aus Ghosaldanga - am Ende einer Puja zwei Stunden lang durch das Dorf tanzten, mit der Gottheit auf ihrem Tempel vorweg. In diesen zwei Stunden war es völlig egal, dass ich ihre Sprache nicht wirklich sprechen kann, dass ich weiße Haut habe und nicht dort aufgewachsen bin.

Die Zeit läuft ganz anders dort. Man nimmt sich für alles mehr Ruhe. Alltägliche Handgriffe, wie das Zubereiten von Tee, werden regelrecht zelebriert. In Frankfurt kenne ich nur schnell-schnell-schnell und möglichst viel auf einmal machen. In den Dörfern musste ich nicht nur einen Gang zurückschalten, sondern mir eine ganz neue *Gangart* zulegen. Eine sechsstündige Mittagspause war keine Seltenheit.

Sie wurde in meinem Alltag nur unterbrochen durch das Ernährungsprogramm am Dienstag, Donnerstag und Sonntag, für das in Ghosaldanga die Ernährungsbeauftragte Parvarti zuständig ist. Schon nach der ersten Woche gehörten diese Termine fest in meinen Zeitplan. Anfangs verteilte ich nur das Essen an die Kinder und Mütter, aber nach und nach mehrten sich meine Aufgaben. Zu meiner Zeit waren noch zwei deutsche Ernährungswissenschaftsstudentinnen in den Dörfern unterwegs, die sich um das Ernährungsprogramm kümmerten und in dem Kinderkrankenhaus in Bolpur wohnten. Ich half auch ihnen, wo ich helfen konnte: wir backten Kekse, die besonders nahrhaft sind – vor allem aufgrund des eingebackenen Moringapulvers – und verteilten sie bei den Ernährungsprogrammen verschiedener umliegender Dörfer. Sie brachten auch neue Rezepte für das Programm mit und gingen von Dorf zu Dorf.

Mit all diesen Aufgaben vergingen die zwei Monate überraschend schnell. So froh ich auch war, wieder bei meiner Familie zu sein und in meinem eigenen Bett zu liegen, war es doch auch eine Erfahrung, die jetzt ein fester Teil von mir ist. Meine Entscheidung, in die Dörfer zu reisen, war eine der wichtigsten, die ich bisher in meinen 21 Jahren getroffen habe. Ich hoffe, dass genauso wie diese Zeit mich hat wachsen lassen und mich bis ins Tiefste geprägt hat, ich auch bei unseren Freunden in den Dörfern Spuren hinterlassen und vielleicht auch etwas bewegt habe.